

REZENSION

**Danielle Sperra/Werner Hanak-Lettner (Hg.): Jüdische Museen zwischen gestern und morgen. Reflexionen aus involvierter Außenperspektive**

*Danielle Sperra/Werner Hanak-Lettner (Hg.): Jüdische Museen zwischen gestern und morgen. Reflexionen aus involvierter Außenperspektive (= Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kunst und Museumswesen, Bd. 10), Innsbruck: Studienverlag 2013, 189 S., ISBN: 978-3-7065-5339-1, EUR 23,99 als E-Book.*

**Besprochen von Inka Le-Huu.**

Der zehnte Band des Wiener Jahrbuchs für jüdische Geschichte, Kunst und Museumswesen entstand im Zusammenhang mit der Neukonzeption der Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien. Er gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil dokumentiert die Ausstellung „Wien. Jüdisches Museum. 21. Jahrhundert. Sieben Fragen auf dem Weg zu einer neuen Dauerausstellung“ und erläutert das zugrunde liegende Konzept in zwei Essays. Darauf folgen acht Interviews mit Experten für jüdische Geschichte und Kultur und ihre Vermittlung. Die Interviews sind in Vorbereitung der neuen Dauerausstellung entstanden und sollten mit einer „involvierte[n] Außensicht [...] Jüdische Museen zwischen Vergangenheit und Zukunft konstruktiv hinterfragen und neu begreifen“ (S. 21). Da die jüdische Geschichte ein weltweit rezeptiertes Thema ist, ist der Band durchgängig zweisprachig deutsch und englisch.

Danielle Sperra, 2010 zur Direktorin des Jüdischen Museums Wien berufen, stellt einleitend die Frage, welche Funktion jüdische Museen im 21. Jahrhundert haben sollen. Bei ihrer Wiedergründung in den 1980er-Jahren sollten sie Erinnerungsorte sein, die der Shoah gedenken und das Judentum erklären. Sperra schlägt jedoch vor, die soziale Funktion eines Museums stärker zu betonen. Im Fokus sollen nicht mehr ausschließlich die Objekte, sondern der Dialog stehen. Was mit den Besuchern im Museum passiert, solle die Konzeption einer Ausstellung lenken.

Werner Hanak-Lettner, der seit 2011 Chefkurator am Jüdischen Museum Wien ist und die neue Dauerausstellung kuratierte, greift diese Position in seinem Essay auf. Ausstellungen seien partizipative Medien, bei denen der Besucher gleichzeitig Akteur und Zuschauer sei. Zwischen Objekten und Besuchern finde ein innerer Dialog auf einer paradoxen Bühne statt, die von den Ausstellungsmachern im Moment der Ausstellungseröffnung verlassen werde. Die Herausforderung für die Ausstellungsgestalter liege darin, Partizipationsmöglichkeiten zu schaffen, die von den Besuchern verstanden und angenommen werden. Häufig scheitern interaktive Elemente jedoch, da die Besucher durch die Tradition des Nichts-verändern-Dürfens gehemmt seien. Die Besucher zu involvieren gelinge dagegen dann am besten, wenn sie den gleichen Weg gehen können, den zuvor die Kuratoren beschritten haben, um so den Prozess

nachzuvollziehen, der zur Problemstellung und Erzählstrategie der Ausstellung geführt hat.

In diesem Sinne haben die Ausstellungsmacher des Jüdischen Museums Wien die Besucher mit auf die Reise zur Konzeption einer neuen Dauerausstellung genommen und ihnen sieben Fragen gestellt. Die Besucher konnten ihre Antworten anderen Besuchern hinterlassen. Befragt wurden sie dabei zu ihrer eigenen Intention, der Funktion und Aufgabe jüdischer Museen sowie zu inhaltlichen Themen wie der Shoah, der jüdischen Religion und dem Komplex Migration.

Die dokumentierte Ausstellung löst den Anspruch, die Besucher zu involvieren, weitestgehend ein. Die Fragen regen zur Reflektion an und verdeutlichen die Herausforderung bei der Konzeption einer Ausstellung zur jüdischen Geschichte. Offen bleibt für den Leser, ob der Dialog zwischen den Besuchern funktioniert hat. Kritisch angemerkt werden muss außerdem, dass die Ausstellung beim Themenkomplex jüdische Religion in das altbekannte Schema des Erklärens zurückfällt und die jüdischen Festtage als geschichtslose Traditionen ohne jede historische Entwicklung darstellt.

Die im zweiten Teil dokumentierten acht Einzelinterviews führten die Herausgeber des Jahrbuchs Danielle Sperra und Werner Hanak-Lettner. Die Interviewten nahmen Stellung zu den Fragen, welche Aufgaben ein jüdisches Museum in Europa haben soll, ob es ein Erinnerungsort oder ein Lernort sein soll und kann, welche Besuchergruppen es ansprechen soll, welche Themen behandelt werden und wie mit dem Holocaust umgegangen werden soll.

Die vertretenen Positionen sind vielfältig und reichen von Forderungen nach umfangreichen edukativen Programmen mit einem klaren gesellschaftspolitischen Auftrag auf der einen Seite bis zu Plädoyers für eine Fokussierung auf die Ästhetik der Objekte und einem allenfalls verdeckten pädagogischen Agieren auf der anderen Seite.

Die ästhetische Position vertritt Dan Diner, der ehemalige Direktor des Simon-Dubnow-Instituts in Leipzig und Professor für Geschichte an der Hebrew University Jerusalem. Er macht keinen Hehl daraus, dass er gegenüber jüdischen Museen durchaus skeptisch ist. Für Diner ist der Holocaust die „Idée fix“, mit der die Besucher ein jüdisches Museum betreten. Gerade deshalb solle er aber nicht zu ausführlich in einer Ausstellung behandelt, sondern eher verdeckt thematisiert werden, wie es beispielsweise im Stolpersteinprojekt geschieht. Auch als Lernort sollte ein jüdisches Museum eher verdeckt agieren. Die Museen sollten die ästhetische Qualität ihrer Arbeit in den Vordergrund stellen und auf diese Weise indirekt aufklären. Die Zukunft jüdischer Museen liege in der „Frageweise der Repräsentation und der Ästhetik“ (S. 105).

Ähnlich argumentiert Albert Lichtblau vom Zentrum für jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg. Er sieht die Chancen eines Museums in der Konfrontation der Besucher mit realen Objekten. So könnte Authentizität entstehen und Objekte und Besucher in einen Dialog treten. Als Experte für Oral History äußert er sich kritisch zur Präsentation von Interviews in Museen. Die akustischen Dokumente erhielten oft nicht den notwendigen Raum, obwohl sie hochinteressant seien, da sie nicht nur jüdische Themen aufgreifen, sondern allgemein Menschliches wie den Umgang mit Angst.

Eine pädagogische Position vertritt Maximilian Gottschlich, Professor für Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien. Er bezeichnet es als größte Aufgabe jüdischer Museen, eine Kultur des Erinnerns zu finden, die nicht nur gegen das Vergessen arbeitet, sondern auch der „noch größeren Gefahr des Vergessens des Vergessens“ (S. 112) begegnet, also einer bloßen Inszenierung von Erinnerung in der Musealisierung. Wichtig sei es daher, eine Verbindung der Vergangenheit zur Gegenwart herzustellen. Daneben sollten sie sich den vielfältigen Schnittstellen zwischen Juden und nicht-jüdischer Mehrheitsgesellschaft widmen. Der nicht-jüdischen Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten, sei die zentrale gesellschaftspolitische Aufgabe jüdischer Museen, damit haben sie nicht nur einen Bildungsauftrag, sondern „auch indirekte, therapeutische Aufgaben“ und „eine unverzichtbare psychohygienische Funktion [...] für die Kollektivseele der Gesellschaft“ (S. 112–113). Museen sollen einen emotionalen Zugang zur Shoah ermöglichen, um den Besuchern zu vermitteln, „dass der ‚Zivilisationsbruch‘ der Shoah auch etwas mit ihnen selbst zu tun hat“ (S. 114).

Auch für Oliver Rathkolb, Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, sind Museen vor allem Lernorte. Das Holocaust Memorial Museum in Washington DC sei ein gelungenes Beispiel für ein Museum, da es selbst wissenschaftliche Forschung betreibt und ein gutes Vermittlungsprogramm mit maßgeschneiderten Angeboten für unterschiedliche Zielgruppen habe. Texte oder die Wirkungskraft der Objekte würden nicht ausreichen. Museen benötigen ein edukatives, aufklärerisches Element. Sie sollten zudem mehr Inhalte ins Internet stellen. Das Netz sein keine Konkurrenz für die Museen, sondern locke mehr Besucher in die Häuser. Jüdische Museen sollten nicht den Holocaust ins Zentrum stellen, sondern durch die Geschichte davor und vor allem der Zeit nach 1945 kontextualisieren. Außerdem sei es wichtig, das Bild von „dem Juden“ zu dekonstruieren und einen differenzierten Blick auf die Pluralität jüdischer Kultur zu ermöglichen.

Der Schriftsteller und Historiker Philipp Blom warnt davor, in jüdischen Museen eine ausgestorbene Kultur zu präsentieren und somit letztlich eine Nazi-Utopie zu bedienen. Vielmehr sollte dem eine „Kultur der Vitalität“ (S. 83) entgegengesetzt werden. Museen sollten zwar die Vergangenheit darstellen, um deutlich zu machen, was zerstört wurde, es gehe aber „letztendlich nicht darum, die Asche zu bewahren, sondern die Flame weiterzutragen“ (S. 84). Ziel sei es, Werte zu vermitteln und den Besucher dazu anzuregen, über die eigene Gegenwart nachzudenken. So könne das Problem thematisiert werden, dass es in jüdischen Gesellschaften viele unterschiedliche Selbstwahrnehmungen gebe und nicht nur die eine Außenwahrnehmung. Außerdem könne man zeigen, dass Juden in Wien um 1900 eine Migrationsgeschichte erlebten. Dieser interessante Vorschlag bleibt in der neuen Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien leider unberücksichtigt, da sich die Ausstellung auf die Zeit nach 1945 beschränkt.

Die Journalistin Eva Menasse macht zwei provokante Vorschläge. Zum einen formuliert sie die Idee, für das Wiener Rathaus eine Ausstellung mit dem Titel „Unsere Täter“ zu konzipieren und so die zugeschriebene Zuständigkeit der jüdischen Museen für den Holocaust aufzubrechen. Zum anderen plädiert sie dafür, dass jüdische Museen sich der jüngsten Vergangenheit widmen und die Herausforderung annehmen sollten, Israel fair dazustellen, aber dabei nicht davor zurückzuschrecken, Themen wie die Kriegsverbrechen der israelischen Armee zu thematisieren. So könnten jüdische Museen sich

als Lernorte „von der reinen Geschichtsdarstellung weg zu Diskussionen für Politik, Ethik und Religion hinbewegen“ (S. 143).

Die beiden abschließenden Interviews mit der Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak und der Historikerin und Judaistin Barabara Staudinger verweisen auf die Notwendigkeit, die Diversität der Besuchergruppen gezielt anzusprechen, um für sie Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen und die jüdische als selbstverständlichen Teil der österreichischen Geschichte darzustellen.

Die Stärke des Buches liegt in den verschiedenen Perspektiven und Blickwinkeln auf die Herausforderungen jüdischer Museen, die die Interviewpartner einbringen. Die Gedanken der Wissenschaftler und Intellektuellen bleiben jedoch thesenhaft, da die hochkomplexen Themen in der Interviewsituation nur angerissen werden können. So ist der Erkenntnisgewinn der Lektüre leider überschaubar. Das Jahrbuch ist trotzdem anregend für alle, die einen eigenen Standpunkt in diesem Themenfeld entwickeln möchten, und empfehlenswert für die, die sich mit Konzeption von Ausstellungen zur jüdischen Geschichte beschäftigen oder in der Vermittlungsarbeit tätig sind. Vor allem aber macht es neugierig auf die neue Dauerausstellung des Jüdischen Museums Wien.

**Zitiervorschlag** Inka Le-Huu: Rezension zu: Danielle Sperra/Werner Hanak-Lettner (Hg.): *Jüdische Museen zwischen gestern und morgen. Reflexionen aus involvierter Außenperspektive*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 9 (2015), 17, S. 1–4, online unter [http://www.medaon.de/pdf/medaon\\_17\\_Le-Huu.pdf](http://www.medaon.de/pdf/medaon_17_Le-Huu.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zur Rezensentin** Inka Le-Huu, Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg. Zu ihren Themenschwerpunkten zählt die *Deutsch-jüdische Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bürgertumsforschung, Antisemitismusforschung, Geschlechtergeschichte, Hamburger Lokalgeschichte, museale Präsentation jüdischer Geschichte*. Ihr aktuelles Forschungsprojekt behandelt „*Die sociale Emanzipation der Juden. Jüdisch-christliche Begegnungen im Hamburger Bürgertum (1830–1871)*“.